

Jean Pauls Politische Schriften

Tsuneyoshi, Norimi

Faculty of Languages and Cultures, Kyushu University : Professor : German Literature

<https://hdl.handle.net/2324/16242>

出版情報 : かいろす. 47, pp.1-15, 2009-11-27. Kairos-Gesellschaft
バージョン :
権利関係 :

Jean Pauls Politische Schriften

Norimi Tsuneyoshi

Die Werke *Friedens-Predigt an Deutschland* und *Dämmerungen für Deutschland* aus den Jahren 1808 und 1809 schrieb Jean Paul zu einer Zeit, als er noch Hoffnungen auf Napoleon setzte. Im Jahre 1812 lehnte er Napoleon entschieden ab, da ihm aufgrund des Krieges gegen Russland die politischen Ambitionen Napoleons klar wurden. Fichte hatte sich schon früher gegen Napoleon gewandt und bereits 1808 in den *Reden an die deutsche Nation* an die Vaterlandsliebe der Deutschen appelliert. Dabei betonte er die Ursprünglichkeit der deutschen Sprache und tat die französische als eine Anwendung des einst gestorbenen und fremden Lateins ab.

Während es sich aber bei Fichtes Reden um populäre Vorträge handelt, sind Jean Pauls Schriften fragmentarisch, voller Ironie und bildlicher Darstellungen. Es fehlt ihnen an einseitigen Appellen, und an der gelassenen Schreibweise Jean Pauls lässt sich die Gelassenheit des gedrängten deutschen Geistes spüren. Gegen die Angst, die deutsche Sprache werde unter der Herrschaft der französischen aussterben, bemerkt Jean Paul (*Jean Paul Werke* Hanser Bd.5. 1963. S. 1012f.): „Was Sprachen anlangt, so dürften wir wohl weniger die reichere verlernen als die Franzosen die ärmere; nicht bloß, weil es stets in Deutschland mehr deutsche Bauern geben wird als französische darin – wie denn sogar die preußischen Kriegsgefangenen viel Deutsch aus Frankreich heimbringen – nicht bloß, weil unsere vielseitige Kraftliteratur sich doch am Ende in die französische hineindrängt, um so mehr, je mehr dieses Feuervolk sich an Napoleon, Frieden und Deutschland weiter stärkt – nicht bloß, weil nicht die literarische Stärke nachahmt und nachspricht, nur die Schwäche – nicht bloß, weil die sonst auf Deutschreden gesetzte Strafe uns das Deutsche doch gelassen hat: sondern darum, weil Friedrich der Einzige treffliche französische Verse geliefert, nachdem ihm sein Vater bei Ungnade verboten, auch nur französische Prosa zu sprechen.“

1. Über die Dämmerung

In der Vorrede der *Dämmerungen für Deutschland* betont Jean Paul (S. 919): „indes will er das Gegenteil hoffen, da Dämmerungen so vielerlei bedeuten können – die des Abends, die des Morgens – an den Polen die am Mittage ohne Sonne und die in der Mitternacht ohne Nacht – und endlich in der nordischen Mythologie die sogenannte Götterdämmerung, d.h. den Götter-Sterb – oder Entgegengesetztes auf einmal.“ Auch im Schlußpolymeter bemerkt er zu den Dämmerungen (S. 1033): „Zuweilen wurde

mitten am Tage der Morgen- und Abendstern im Himmel gesehen, neben der Sonne, wenn – diese verfinstert war. Schönes Sinnbild! Wenn sich uns das Leben verfinstert durch zu große Schmerzen, so erscheint uns recht deutlich Jugend und Sterben; Morgenstern und Abendstern.“ Schließlich fasst Jean Paul die bildlichen Dargestellungen der Dämmerungen wie folgt zusammen (S. 1013): „Leibniz sagte: die Zukunft sei vom Gegenwärtigen schwanger. Jupiter schwängerte in Gestalt eines Nebels die Io. Da aber diese Gegenwart und folglich der Nebel noch da ist: was heißen dann Prophezeiungen? Dennoch raten alle Landwirte, zu säen im Nebel.“ An dieser Stelle soll auch an die folgende Bemerkung in Jean Pauls Erzählungen erinnert werden (Bd. 4, S.998): „Buchstabieren Sie Leben rückwärts, so kommt Nebel heraus.“

Zum Problem der Dämmerung bei Jean Paul versuchte Herbert Kaiser die folgende Interpretation (*Jean Paul lesen*. Königshausen und Neumann, 1995. S.212): „Wie Humor, Liebe und Seele ist auch die Dämmerung eine Dimension des Zwischen, die Polarität der Wendepunkte von Sonnenauf- und untergang bezeichnend, auf die in einem anderen Bild Hesperus-Venus verweist. Dämmerung meint zunächst die politisch-geschichtliche Situation der ungewissen Zukunft Deutschlands (um 1810), aber im allgemeineren Sinn auch die existentielle Situation zwischen Geburt und Tod, natürlich auch die geistige und ästhetische der eigenen Position zwischen dem Licht der Aufklärung und der Nachtbegeisterung der Romantik. In Bild und Struktur der Dämmerung zeigt sich eine Skepsis gegenüber der idealistischen Subjektphilosophie und ihrem Anspruch auf ein vollendetes Selbstbewußtsein, ebenso aber eine Absage an die romantischen Sehnsüchte nach Allverschmelzung und Erlösung von der Individuation.“ Kaiser schätzt folglich Jean Pauls Dämmerung positiv ein.

Dieser Einschätzung soll eine andere Position gegenüber gestellt werden, und zwar die von Helmuth Plessner in seinem Werk *Die verspätete Nation*. Nach Plessner stehen die Franzosen in der Tradition der Trennung von Kirche und Staat, d.h., in der Tradition der Aufklärung und des Katholizismus. Dagegen befänden sich die Deutschen in der Tradition der Vereinigung von Staat und Kirche, d.h., in der Tradition der deutschen Romantik und des Protestantismus. Bildlich gesagt, leben die Franzosen gleichzeitig im Licht der Aufklärung und in der Nacht des Katholizismus, die Deutschen dagegen in der Dämmerung von Romantik und Protestantismus. Folglich bedeutet die Dämmerung etwas Negatives und bringt nach Plessner (*Gesammelte Schriften: Bd.6. Die verspätete Nation*. Suhrkamp.1982. S.78.) schließlich den Nazisozialismus hervor: „Denn entweder hat sich sonst aus altem Glauben eine neue Glaubensgesinnung oder echte Aufgeklärtheit und Ungläubigkeit entwickelt. In Deutschland dagegen verlor der Protestantismus im allgemeinen Zuge der Verweltlichung seine konfessionelle

Festigkeit, überdauerte diesen Verlust aber in einer eigentümlichen weltfrommen Haltung, die nach weltanschaulichem Ausdruck ringt. Von ihr sind Arbeit und Spiel, Forschung und Kunst, das ganze Leben der Gesellschaft, der Wirtschaft und des Staates durchdrungen.“

Joachim Fischer (*Die Exzentrische Nation: der entsicherte Mensch und das Ende der deutschen Weltstunde*. DVjs. 3/1990. S.405) betont, dass Deutschland „den Epochen des Barock und der Aufklärung, aus deren Selbstverständnis die anderen Nationen leben,“ fremd stehe. Nach Plessners Denkweise wäre auch Jean Paul in der deutschen Tradition der Dämmerung nicht unschuldig geblieben. Allerdings ist dem zu entgegenen, dass Jean Paul bei aller Dämmerung in Deutschland noch das Licht der Aufklärung hochhält. So betont er in der *Friedens-Predigt* (S. 892): „Er [ein Fürst] hat in Rücksicht des Vorteils nur die Wahl zwischen gänzlicher (obwohl unmöglicher) Sultans- und Mönchsverfinsterung, oder zwischen Friedrichs des Zweiten Aufhellungs-Freiheit; ein bloßes elendes vergittertes Mittel-Licht erinnert an Baczkos Bemerkung über physische Blinde, von welchen (nach ihm) die mit einigem Schimmer mehr tappen, weniger lernen und weniger sich helfen als die ganz Blinden.“

Als Jean Paul seine beiden politischen Schriften verfasste, sah er Napoleon und den Rhein-Bund nicht so negativ (S. 907): „der bekannte Mann, der auf das feste Land seinen Ring geworfen, wie sonst der Doge seinen in die See, hat allerdings recht, daß er die Völker nicht als die Schiffszieher der Briten will keuchen sehen.“ Hinsichtlich der Probleme im Zusammenhang mit der späteren kleindeutschen oder großdeutschen Lösung bleibt er neutral, obwohl er eher Preußen als Österreich zu bevorzugen scheint (vgl. S. 1011) und bemerkt (S. 904): „Für zwei Politiker, die einander ins Gesicht zu widersprechen wünschten, wär' ich imstande, hier die nötigen widersprechenden Gleichnisse – falls nämlich der eine die Zerteilung eines großen Staats in kleine blumig zu empfehlen suchte, und der andere Einschmelzung der kleinen in einen großen – unparteiisch für jeden zwei Gleichnisse, ein edleres und ein niedrigeres, nicht nur anzubieten, sondern auch schon abzuliefern; also für den ersten Politiker oder dessen Satz könnte bildlich sich so ausgedrückt werden, daß man anfangs edel sagte: ebenso werden große Spiegelgläser, die Blasen haben, mit Vorteil in kleine reine zerschnitten; dann aber weniger edel so: bei Teichabziehen werden die großen Fische behalten und nur die kleinen ins Wasser befreit zurückgeworfen; – für den entgegengesetzten Politiker und Satz könnte das edlere Gleichnis so lauten: ebenso hat Tschirnhausen kleine Diamanten zu einem großen durch seinen Brennspiegel zusammengelötet; was unedler etwan so auszusprechen wäre: ebenso bleiben die Mücken im Spinnengewebe hangen, nicht aber die Bienen und Wespen.“

2. Das Licht der Aufklärung und die Nacht

In der Vorrede der *Friedens-Predigt* bemerkt Jean Paul (S.879): „Wenn dieses Buchlein mehr Hoffnungen als Klagen und mehr moralische Ansichten als politische enthält: so erfüllt es mit beidem gerade das doppelte Titel-Versprechen einer *Friedens-Predigt*.“ Jean Paul, der als Deutscher den Lauf der französischen Revolution beobachtete, befürwortete von Anfang an die Trennung von Staat und Religion nicht. Die folgenden Personen werden in diesem Zusammenhang von Jean Paul hoch geschätzt und in seinem Werk erwähnt: Cäsar, Friedrich, Napoleon (S. 884), vier große Dichter in Weimar sowie mehrere Philosophen in Jena (S. 887), Sparta und Deutschland des Tacitus (S.891), Alexander der Große und Karl der Große (S. 914), Heinrich IV. sowie Sully und Fenelon (S. 921f.), Luther und Jesus (S. 924), Sokrates und Platon (S. 932), Herder (S. 1029), die Quäker, Epaminondas und Thomas Morus (S. 1031f.). Auch hier findet sich keine Trennung von Staat und Religion, und in diesem Sinne steht Jean Paul in den Dämmerungen. (Die Beziehungen Jean Pauls mit Politikern oder Heiligen soll später untersucht werden.) Im Kapitel „Über den Gott in der Geschichte und im Leben“ des Werkes *Dämmerungen* weist Jean Paul (S. 926) auf „den gerade und zackig gehenden Völkergeist“ hin und bemerkt, dass der Mensch zwar nicht an die Vorsehung glaube, aber Verzweiflung „der einzige echte Atheismus“ (S. 936) sei. Aus diesem Grund hofft er bis zuletzt auf die Vorsehung. Die hier dargestellte Geschichtsphilosophie besitzt die gleiche Struktur wie die im 6. Schalttag „Über die Wüste und das gelobte Land des Menschengeschlechts“ des *Hesperus* dargestellte. Über Jesus bemerkt Jean Paul (S. 932): „Nur ein übermächtiger Geist des Herzens schließt sich hier aus und geht, wie das Universum, einsam neben Gott. [...] es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen. War er, so ist eine Vorsehung, oder er wäre sie.“ Auch in diesem Sinne gibt es wieder keine Trennung von Staat und Religion. Die Tatsache jedoch, dass in der Vorrede moralische und politische Ansichten besprochen werden, bestätigt das Vorhandensein beider getrennter Begriffe. Die Predigt besteht aus einem bewußten Gemisch dieser getrennten Bereiche. Im letzten Kapitel der *Dämmerungen* „Über die jetzige Sonnenwende der Religion“ kritisiert Jean Paul (S. 1027): „In einer Zeit, wo sie [die Religion] dem niedergebroschenen Deutschland aufzuhelfen hat.“

Wie oben dargestellt, steht Jean Paul, was die Trennung von Staat und Religion betrifft, in den Dämmerungen, er hat weder das klare Licht der Aufklärung und noch die Nacht. Sucht man in diesen Dämmerungen das Licht und die Nacht, so bedeutet bei Jean Paul das Vertrauen auf das Buch und den Schriftsteller das Licht der Aufklärung und der Preis des Krieges, der nur selten unter dem Vorbehalt (Vgl. S.976f.) gesagt wird,

die Nacht.

Bücher werden von Jean Paul hoch geschätzt (S. 929): „Wer hätte, gerade in der Nähe des ein halbes Jahrtausend lang offenen Grabes aller Wissenschaften, daran zwei unsterbliche Wunderarzneien gesucht, die Erfindungen unseres Papiers und des Buchdrucks?“ In der *Friedens-Predigt* bemerkt Jean Paul zum gleichen Thema (S. 915): „Welche moralische Barbarismen und Baumschändereien der Menschheit hat nicht schon das wissenschaftliche Licht endlich fortgescheucht, von den priesterlichen Menschenopfern an bis zu den kaufmännischen, indem selber im Engländer der Lichtmensch den Kauf-Menschen niederrang und den – Sklavenhandel aufhob. Deutschland, als das Urgebirge der künftigen europäischen Bilungs-Gang-Gebirge, wird sich mit seinen Musenbergen immer weiter und höher ziehen und am Ende die Erde mit Gipfeln umgeben und befruchten“ und er fährt an anderer Stelle fort (S. 1006): „Jetzt ist auf der Erde nicht mehr Brennspiegellicht, sondern Tageslicht. [...] Mithin kann in Europa etwas nicht untergehen, welches nicht Sitte – die so leicht verfault – , sondern Idee ist, die sich auf jedem Lumpenpapiere festheftet. Die neue Erde, durch die Bücher weniger abhängig von einem Gesetzgeber als sonst die alte und mithin nur von den großen Springfedern aller Genien bewegt, welche von Natur schon für Freiheit glühen und arbeiten, tut eben darum unsterblichen Widerstand.“

In der *Vorschule der Ästhetik* behauptet Jean Paul, dass die Darstellung eines Heiligen dem Sein eines Heiligen ebenbürtig sei (S. 219): „Der Menschheit einen sittlich-idealen Charakter, einen Heiligen zu hinterlassen, verdient Heiligsprechung und ist zuweilen für andere noch nützlicher, als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt und lehrt ewig auf der Erde.“

Im gleichen Sinne sind für Jean Paul auch Politiker und Autoren ebenbürtig (S. 937): „Mit Milton und Woltmann glaub' ich gerne: große Taten beschreiben (nämlich würdig) sei so erhaben als sie vollführen und wenig oder kein Unterschied zwischen Autor und Held“ und fährt fort (S. 971f.): „Von dieser Seite nun betrachtet, dürfte zuweilen mehr Kraft dazu gehören, einen Helden abzumalen, als einer zu sein.“ Schließlich bemerkt er zum gleichen Problem (S. 974): „Wenn Shakespeare Feldherrn hinzeichnete, so hatte er einige Kräfte mehr als die Urbilder selber, deren Werk ohnehin wie das eines Schauspielers auf dem kurzen Augenblick und dann auf dem Mitspiel der Nebenspieler aufrucht. Wenn der große Sophokles für seine Antigone die Feldherrnstellung auf Samos bekam: so war dieses bloß ein Lohn seiner Arbeit, der bekanntlich nicht wieder eine höhere sein soll; und wenn Äschylus auf seinen Grabstein nur seinen Kriegs-, nicht Dichterruhm setzen ließ: so war dies vielleicht Bescheidenheit.“

Folglich ist der Autor würdig, das Amt des Fürsten zu versehen und in der Lage, mit

dem Fürsten zu regieren. Dies hätte auch im damaligen Kontext eine Umgestaltung von oben bedeutet. (Natürlich sollte auch betont werden, dass der Autor nicht immer dem Politiker oder Heiligen ebenbürtig ist. Wenn wir vom Zen einmal absehen, das überhaupt nicht dem Wort vertraut, so kann ein Autor, der z.B. über den anstelle eines Mitgefangenen verhungerten Pater Kolbe schreibt, diesem nicht für ebenbürtig gehalten werden. Auch kann die Behauptung „Wer gut schreibt, der handelt gut“ nicht verallgemeinert werden. Jean Paul selbst kennt den Unterschied zwischen dem Schreiber und dem Urbild gut und weiß dazu um das Gift des Buches, wie z. B. im *Titan* zu sehen.)

Jean Paul träumt von der Mitregentschaft der Schriftsteller und meint (S. 997): „Montaigne bemerkte (II.34), daß alle Helden-Fürsten stets einen besondern Schriftsteller liebgewannen, Alexander den Homer – Scipio Afrikanus den Xenophon – M. Brutus den Polyb – Karl V. den Philipp von Commines; – wozu noch in neuern Zeiten kommen mit Curtius Karl XII., mit Ossian (wenigstens sonst) Napoleon und mit Voltaire Friedrich II., der fast Sanssouci oder Berlin zur quai de Voltaire gemacht. Wenn nun der unruhige Helden-Fürst schreibenden Flügelmännern nachschaut und nachübt: so dürfte, scheint es, der ruhigere Fürst noch mehr Ursache und Zeit, ihnen zuzusehen, haben. [...]

Wenn nach Friedrich II. die Schriftsteller die Regenten des Publikums sind – folglich eines größern, als je ein Fürst eroberte und übermeisterte –, so halte sich doch ehrenhalber jeder regierende Fürst zu seinesgleichen und berate sich mit seiner Mitregentschaft über das Wohl gesamter Schrift- und Amts-Sassen. Die Mitregentschaft hat – durch die Zeit – die gesetzgebende Gewalt, die Regentschaft die vollziehende.“

Die Umgestaltung von oben ist ein in Deutschland eigentümliches Phänomen, da dort eine Revolution unmöglich war. Gleichartige Gedanken finden sich auch in Kants Abhandlung *zum ewigen Frieden*, zu dessen Erlangung Kant den Republikanismus fordert. Die von ihm gezogenen Schlüsse scheinen indessen seltsam (www.philosophiebuch.de/ewfried.htm): „Man kann daher sagen: je kleiner das Personale der Staatsgewalt (die Zahl der Herrscher), je größer dagegen die Repräsentation derselben, desto mehr stimmt die Staatsverfassung zur Möglichkeit des Republikanism, und sie kann hoffen, durch allmähliche Reformen sich dazu endlich zu erheben. Aus diesem Grunde ist es in der Aristokratie schon schwerer, als in der Monarchie, in der Demokratie aber unmöglich anders, als durch gewaltsame Revolution zu dieser einzigen vollkommen rechtlichen Verfassung zu gelangen.“

Jean Paul idealisiert den Krieg zwar nicht, aber er weist zuweilen auf den Reiz oder die Nacht des Kriegs hin (S. 976): „Es ist erhaben, wenn Römer und Karthager auf

einem Boden fochten, den das Erdbeben unbemerkt unter ihnen erschütterte. Es ist noch erhabner, wenn bei Mutina die Veteranen der Legio Martia gegen zwei andere Veteranen-Legionen anrücken, nach Zurücklassung von fünf Tironen-Kohorten, um reiner zu kämpfen – wenn diese zwei Heere alter Helden ohne Feldgeschrei und stumm wie Todesengel aneinander würgen, ein Würgeengel am andern – wenn sie dann mit stummer Verabredung die müden Waffen einige Minuten niedersenken – und wenn beide Heere sich endlich schwer auseinanderziehen, jedes seine Hälfte als Leiche nachlassend.“

Im folgenden Abschnitt beschreibt Jean Paul die Nachteile des Kriegs, so dass die angeführten Sätze zu Missverständnissen führen könnten. Will man aber das Licht der Aufklärung und die Nacht bei Jean Paul erklären, so darf die oben angeführte Stelle nicht vernachlässigt werden.

3. Krieg und Frieden

Jean Paul (S. 959) versucht meistens, eine „Kriegs-Erklärung gegen den Krieg“ zu machen. Da er aber ein Meister der Ironie ist, scheint es manchmal, als ob er den Krieg lobte. So schreibt er z. B. in der *Friedens-Predigt* (S. 913): „Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr des Teils, der ihn leidet, als des, der ihn führt. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täglichen Sorgen durchfrißt. Im Frieden kriecht der Bürger so leicht mit weicher Schlawffheit durch und deckt sich gegen die Gefahren, wie gegen die Bomben, nur durch Wegheben des Steinpflasters und des hohen Dachs und durch Ausbreiten des weichen Düngers; aber der Krieg fodert den waffenlosen Bürger zum Zweikampfe mit der Übermacht und Gesetzlosigkeit heraus, er verlangt jede Minute ein Männerherz und ein Männerauge und verpanzert mit der größern Gefahren gegen die kleinern. Da sich die stärkere Tapferkeit nicht im Einrennen und Einschlagen, sondern im Festhalten erweist: so braucht oder erbt sie eben im Kriege der unbewaffnete Bürger mehr als der bewaffnete“. In den *Dämmerungen* betont er (S. 942): „Der Krieg – wenn er gut ist – ackert und säet; der Friede pflegt, gießt, behütet und will Zeit, wie der Krieg die Ewigkeit; in diese schickt er.“ Heutzutage können wir uns die Frage stellen, ob ein guter Krieg überhaupt denkbar sei. Jean Paul aber ist kein idealistischer Kriegsgegner (S. 960): „Allerdings müßte selber Klopstock sein Ja zu den Wunden und Flammen der wildesten Kriege geben, sobald eine freie Schweiz oder von Tataren das gesittete Europa überfallen würde;“

An anderer Stelle stellt er jedoch deutlich fest (S. 969): „Der Glaube an Heilungskraft der Kriegs-Gifte gründet sein Wahres bloß auf die Geschichte verwelkter Völker, welche bloß durch neu antreibende verdrungen oder befruchtet wurden.“ Die folgende Bemerkung

kung Jean Pauls scheint indessen der oben angeführten Stelle zu widersprechen (S. 965): „Große Völker entstehen nur an großen Menschen; und eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickelt die Völker ganz höher als ein Schlachten-Jahr; und Preußens Monarchie wurde nicht von oder im, sondern hinter dem kurzen Kriege und trotz demselben von dem langen Frieden gebildet.“

Im Film „Der Dritte Mann“ wird zwar behauptet, dass 500 Jahre Demokratie und Frieden in der Schweiz nichts weiter als die Kuckucksuhr hervorgebracht hätten, Jean Paul aber schätzt den Frieden in der Schweiz positiv (S. 965): „Bekamen denn die friedliebenden Schweizer ihre Wunderkräfte der Tapferkeit gegen Östreich und Frankreich von langen Kriegen oder nicht vielmehr von Vaterlandsliebe her – Erschuf den weiblichen, ungeübten Kriegs-Neulingen unter der Revolution der erste Feldzug oder nicht vielmehr die Freiheitsflamme die siegende Macht? Nicht der längste Friede an sich macht, wie die Schweiz zeigt, selbstisch, zaghaft, weichlich, sondern die Regierungsweise, welche nicht mit feurigen Ideen den scheinototen Staatskörper beseelt und anbrütet. Der despotische Orient lebt zugleich in ewigen Kriegen und ewigen Ohnmachten“.

Auch die Kraft des Friedens wird von Jean Paul hoch geschätzt. So bemerkt er (S. 970): „Große Männer haben sich meistens auf dem Freiheits-Forum, im Kreuzschulen, in wissenschaftlichen Friedens-, nicht Kriegsschulen entfaltet; und Sokrates lernte nicht erst von seinem Feldzuge den 30 Tyrannen und dem Giftbecher widerstehen“ und fährt fort (S.973): „Der rechte Mut ist nicht der an schlechte und gute Völker, an Rekruten und sogar Tiere verschwendete Kriegs-Mut und Wunden-Trotz, sondern der Mut im Frieden, im Hause, vor dem Throne, vor dem langen Unglück.“

Dies sind Jean Pauls allgemeine Gedanken über Krieg und Frieden, über den Krieg gegen Napoleon äußerte er sich wie folgt (S. 885f.): „das Alte hatten wir früher verloren als unsere Schlachten, und das Neue ist mehr Gegengift als Gift, und wenn nach Zimmermann der Arzt viel vom Heerführer haben muß, so hatte dieser vom jenem. Ingeheim hatten sich in der verfallenden Verfassung wie in einem verfallenen Schacht schon neue Goldadern wieder angesetzt; wovon unser weltbürgerlicher Sinn und unsre Literatur die schönsten sind.“ Beurteilt man mit diesem weltbürgerlichen Sinn den Krieg, lässt sich mit Jean Pauls Worten sagen, dass „die deutschen Kriege in Europa immer Bürgerkriege sind, wiewohl in höherem Sinne jeder auf der Menschen-Erde immer einer zwischen Landes-Leuten ist.“ (S. 887)

4. Germanismen und Galizismen

Besonders in den *Dämmerungen* vergleicht Jean Paul die Deutschen mit den Franzosen. Solche Vergleiche sind zwar im strengen Sinne nicht wissenschaftlich, aber

man kann aus ihnen ersehen, wie damals ein Volk über das andere dachte. Es finden sich dabei auch durchaus merkwürdige Ansichten. So schätzt Jean Paul z. B. deutsche Literatur höher als französische Literatur und behauptet (S. 890): „Sind wir in der Literatur und Rechtlichkeit Kameen und in der Politik und Lebensgewandtheit Gemmen – so wie umgekehrt die Franzosen in dieser Edelsteine mit erhabnen Figuren –, so weiß ich nicht, ob das Näherbringen entgegengesetzter Vorzüge nicht zur Erhebung und Vereinigung derselben wirke.“ Weiter meint er (S. 946f.): „In den französischen Urteilen über deutsche Literatur erscheint eine anmaßungsvolle Ärgernis, daß wir uns auf dem Felde der Wissenschaften nicht für ebenso geschlagen achten wollen als auf den Schlachtfeldern“ und betont (S. 901): „In dieser Hinsicht haben wir unsern empfindsamen Romanen mehr zu verdanken als die Franzosen ihren frivolen; unsere geben vom Lebensbaum, ihre höchstens vom Erkenntnisbaum.“

(In Japan herrscht die Vorstellung, die französische Literatur überträfe in qualitativer und quantitativer Hinsicht die deutsche. Ich persönlich glaube, es gibt in Japan mehr begabte Forscher auf dem Gebiet der französischen Literatur als auf dem der deutschen. Nach Amazon-Search ließen sich in Japan auf dem Gebiet der französischen Literaturforschung 10.479 Titel finden, dagegen nur 6.333 Titel auf dem der deutschen Literaturforschung. Die Untersuchung fand am 12. April 2009 statt.)

Was dagegen die Politik angeht, so hält Jean Paul die Franzosen für begabter (S. 911): „Schon im Gegensatz gegen die alten unumgewälzten Franzosen, bei denen gerichtliche Beredsamkeit, allgemeine, selber die Könige zügelnde Meinung, der schnell auflodernde Enthusiasmus für jede Neuheit, die Blitz-Gewalt der Bonmots, deren elektrisch durchschlagende und oft die Pole umkehrende Wirkung wenigstens für einen geistigen Einfluß spricht, – schon gegen jene früheren Franzosen standen wir zurück mit unserer politischen Maschinenmeisterei.“ Zum gleichen Thema bemerkt er an anderer Stelle (S. 912): „– alles, womit wir dem Vogel Strauß ähnlich wurden, der zwar einen starken Magen, aber kleine Flügel hat: dieses Deutschen-Übel werden die Beispiele und die Folgen der Zeit und die Nähe und die Einwirkung einer im politischen Leben so begeisterten Nation, wie wir im dichtenden, zu brechen dienen.“

Seine Analysen anhand der deutschen Sprache klingen überzeugend. So bemerkt Jean Paul (S. 938): „Himmel, welche Leibes-Stärke mögen unsere Vorfahren besessen haben, da schon Adelung in der zweiten Auflage seiner deutschen Orthographie aus ihrer Stärke die Menge ihrer Mitlauter ableitet, z.B. die sonstigen Chinothzsson statt unserer Genossen!“ Und er betont (S. 940): „Der französische Gott ist der Gott des Augenblicks, Augenscheins und des Teilchens. Alles ist schnell wie ihre Angriffe und Siege; alles einzeln und coupiert wie ihre Perioden. Daher ihre Liebe für Einfälle mehr als für

Werke. Vielleicht gibt dieser Sinn für den Augenschein ihnen die bessern Wundärzte, so wie die schlechtern Ärzte. Sie ergreifen das Einzelne der Kunst, weniger das Ganze; daher ihr Durst nach Einzelheiten des Witzes, der heroischen Antithesen, der kompendiösen Bibliothek von Lebenszusammenfassungen; – daher ihre Untauglichkeit zur Musik, die nur durch Vergangenheit und Zukunft begriffen wird, nicht durch den Schlag der Gegenwart“.

Jean Paul lobt die Tacitus-Deutschen, besonders die Keuschheit der Männer, die bis zum Alter von dreißig Jahren keinen Geschlechtverkehr hatten (vgl.: S. 899) und meint (S. 942): „Alles Starke und Nördliche wird später gereift, von Köpfen bis zu Bäumen.“

Das deutsche System der Veteranen und die Neigung der Deutschen zur Weitläufigkeit werden von Jean Paul wie folgt kritisiert (S. 943): „Wir Deutschen sagen alles lang und lange und langweilig. Wir hatten in Regensburg oft hohe Aktenstöße nötig, um damit bloß zwei Selbstlauter auszusprechen – Ja. Die Franzosen, welche drei Selbstlauter gebrauchten, oui, waren bald fertig.“

Die folgende Beschreibung der deutschen Leichtigkeit ist überraschend und widersprüchlich, da selbst veränderliche Deutsche unverändert bleiben (S. 949f.): „Unter die Vorzüge, welche vielleicht uns Quartier- und Lastträgern die Franzosen ablernen, wird unsre Flucht und Leichtigkeit und oft veränderlicher Sinn gehören. [...]

Dagegen halte man nun uns deutsche Luft- und Äther-Springer, uns flüchtige Salze Europens und Seelenwanderer von Reichskörper zu Reichskörper. Selber unsere Urteile über die zu fixen und feuer-beständigen Franzosen wechseln wir in einem Jahrhundert fünfmal, wenn man unseres unter Louis XIV., dann das umgekehrte unter Louis XV., dann das wieder umgekehrte unter der Nationalversammlung, dann unter dem Gemeinderat, dann das zuletzt umgekehrte unter Napoleon vergleicht, indes ein sechzehnjähriger Franzose nicht viel anders als ein neunzigjähriger jetzt von uns spricht, von welchem ich mir freilich mehrerer Lobreden und weniger Schmeicheleien versähe.“

Günter de Bruyn behauptet zwar (*Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter*. S.Fischer. 1976. S. 291f.): „Die Möglichkeit zu einem ewigen Frieden sieht er (mit Kant) nur in einem Universalstaat – für dessen Führung Napoleon aber nicht in Frage kommt; denn wenn demokratisch über Krieg und Frieden abgestimmt werden soll, darf die Staatsform natürlich nur republikanisch sein. Dann erst würde der >häßliche Widerstreit zwischen Moral und Politik, zwischen Menschenliebe und Landesliebe [S.962]< zum Erliegen kommen.“ Aber mir scheint die Sache nicht so einfach, denn in den *Dämmerungen* empfiehlt Jean Paul einen Deutschen als „Universalmonarchen“ (S. 1012): „Man drohte der Erde schon oft Universalmonarchien. Obgleich in unsern

Jahrhunderten schwerlich eine andere als die des Rechts und der Vernunft sich errichten wird, nicht aber eine über beide Erdhälften schlagfertig-hängende Wetterwolke: so möchte man doch, wenn es einmal einen Universalmonarch außer unsern Herrgott, oder in Rücksicht der Tiere außer dem Menschen geben soll, der Erde, welche sich hier Universum nennt, anwünschen, daß es ein deutscher wäre; denn die Allseitigkeit, der Weltsinn und der Kosmopolitismus der Deutschen fände auf dem höchsten Throne gerade die rechte Stelle.“ Auch auf Napoleon setzte Jean Paul damals noch Hoffnungen (S. 1008f.): „Indes kann (scheint es) ein Geist, der nicht bloß Land, sondern Länder, nicht bloß Untertanen, sondern auch deren Fürsten unter den Hilfsvölkern seiner Kraft gehabt, schwerlich dem bisherigen Genuß des Macht-Gefühls, den mehr das Aus- als Eigen-Land gewährt, auf eine andere Weise im ewigen Frieden entsagen als dadurch, daß er statt der Krieger Gesandten schickt und Zeit und Gegner ändert durch Dinte und nicht durch Blut.“ Der Ausdruck „ein Geist“ bedeutet nach dem Kontext „Napoleon“.

In der *Vorschule der Ästhetik* vergleicht Jean Paul oft die französische Literatur mit der anderer Länder. Dabei finden sich interessante Vergleiche, von denen ich einige erwähnen möchte (S. 176.): „Die Franzosen verdanken ihre Sprachbestimmtheit ihrem unbildlichen oder Reflexion-Witze und diesen jener. Welche witzige Vorteile verschafft ihnen nicht ihr bloßes en der Beziehung!“ Einige Seiten weiter meint er zum gleichen Thema (S. 188): „Die Engländer und die Deutschen haben ungleich mehr Bilder-Witz, die Franzosen mehr Reflexion- Witz; denn dieser ist geselliger; zu jenem muß die Phantasie erst breite Segel spannen, was in einer Gaststube teils zu lang wird, teils zu schwer.“ Dann fährt er fort (S. 200): „Wir haben Phantasie; und die Phantasie kann sich leicht zum Witz einbücken, wie ein Riese zum Zwerg, aber nicht dieser sich zu jener aufrichten. In Frankreich ist die Nation witzig, bei uns der Ausschuß; aber eben darum ist es der letzte aus Kunst bei uns mehr, so wie dort weniger; denn jene haben unsere und britische Witz-Geister nicht aufzuweisen. Gerade die lebhaften, feurigen, inkorrekten Völker im Handeln - Franzosen und Italiener - sind es weniger und korrekter im Dichten; gerade die kalten im Leben - Deutsche und Briten - glühen stärker im Schreiben; und wagen kühnere Bilder“. Weiter betont er (S. 275): „Nur eine Nebenbemerkung bei diesen Kurzgedichten! Die Griechen sind weit reicher an Schmerzzrufen, diese Miniatur-Elegien, als wir Neuern, gleichsam zum Zeichen ihrer tragischen Meisterschaft. Die Ausrufungen der Franzosen sind meistens kürzer als unsere: ah (wir: ach!) - fi (wir: pfui, die Kurzsatire) aie (au weh!) – parbleu (potztausend!) – hélas (leider!); wieder ein Beispiel, daß sie sogar in diesen kleinsten Kunstwerken nicht so unendlich weit und breit sind wie wir in allen.“ Schließlich soll

auch auf die folgende Stelle hingewiesen werden (S. 343f.): „Schon im vierten Bande des Titans bemerkte Vorleser, daß die Franzosen und Weiber einander als geborne Weltleute glichen – daß folglich beide, wie aus der Revolution zu ersehen, entweder ungemein zart und mild oder ungemein grausam wären – ferner daß die Tragödie der Franzosen gleicherweise nicht nur grimmig-kalt, sondern auch kalt-grimmig, oder ungeheuer grausam wäre - - Und wovon kommt dies? Vom Geiste des feinern Weltlebens, der seinen Melpomenens-Dolch aus dem härtesten Eise im härtesten Froste so scharf schmiedet und schleift, daß dieser Wunden stechen kann, alsdann darin zerfließt und sie tödlich erkältet.“

5. Preß-Freiheit

Für Jean Paul, dem das Buch als Licht der Aufklärung gilt, ist die Preß-Freiheit besonders wichtig. Bald mit der ironischen Bemerkung, die Glaubwürdigkeit der unglaublichsten Siege hänge von der Vielzahl der Zeitungsschreiber ab (S. 1015), bald mit der Satire „Napoleon als Pasquino“ (S. 1014), bald direkt behauptet er die Wichtigkeit der Preß-Freiheit.

Bezüglich der politischen Freiheiten meint Jean Paul (S. 892): „Zur politischen Freiheit gehört die Preß-Freiheit. Auch hier wird der Krieg, der sich mit Preß-, Zeitungs-, Brief- und Postzwang verteidigen muß, diese Not-Maßregeln ebensowenig in den Frieden hinüberziehen als seine übrigen Lasten“ und fährt fort (S. 949): „Fürsten, schauet in die Geschichte zurück: niemand wurde mehr von Bürgern geliebt als die Fürsten, welche jeden Tadel erlaubten; denkt an die preußischen Könige“, um schließlich zu betonen (S. 981): „Die gedruckten Prangerchen Preußens wurden Stufen zum Ehrentempel.“

Zusammenfassend meint er zur Preßfreiheit (S. 982): „Jeder Staat sollte als Zensor der Meinungen, der politischen und der religiösen, aus Don Antonio de Ulloa sich der Spinne Coyba erinnern, welche tödlich vergiftet, wenn man sie bei ihrem Angriffe zerdrückt, aber welche nicht beschädigt, von der Haut nur weggeblasen.“